



Serpent

Nr. 6, Mai 2019

Über Pforzheim und wie ich es von dort wegschaffte, es geht viel um Coolness

Pforzheim ist ein Moloch. Mit elf oder zwölf Jahren führte mich meine Mutter in ein Kosmetikstudio in der Nordstadt. Cara Delevingne gab es noch nicht, und die durchgängige Augenbraue wurde mir gezupft. Mit dem Hinweis, dass ich das bei jedem Haar, das jetzt neu kommt, auch selbst tun muss. Jeden Tag in den Spiegel gucken. Mit 19, der Stadt entflohen, im ersten Sommer in einem anderen Land, gott sei Dank auch heraus aus Deutschland, habe ich mich die ersten zwei Monate aus Angst vor Körperkommentaren bei 40°C Außentemperatur und knaller Sonne nicht in den Pool getraut. In Pforzheim haben alle Rasenmäher und Heckenschneidemaschinen. Sie kaufen bei Edeka ein, mit dem Auto. Kreisverkehre. Ein eigenes Auto ist mit 18 eigentlich normal. Mit 13, 14 Jahren bin ich in einen Menschen verliebt gewesen, wohl die erste pubertäre Verliebtheit, der im Jahrgang über mir war. Der Typ studiert heute BWL und ist uncool, damals gehörte er zu den Coolen, die am Stein vor der Schule rauchten, Bier trinken am letzten Schultag, das abends Weggehen in einem einzigen Jugendkulturzentrums begann. Zum ersten Mal hörte ich das Wort Drum'n'Bass und ging einfach zu Veranstaltungen, die vermeintlich cool klangen. Ich war dann in einer offenen Photogruppe. Das Rotlichtlabor. Schnell zeigte sich, dass wenn man cool bleiben will, der Weg aus Pforzheim hinausführen muss. Wenn man in Pforzheim bleibt, steht man nicht mehr am Stein und raucht, sondern sitzt mit dem Angeheirateten und befreundeten Paaren in den Kneipen (sie verdienen nicht diesen Namen)/Eventgastronomien am Bahnhof und erzählt sich den Schulscheiß von vor fünfzehn Jahren, der keinen mehr interessiert. Oder es ist seitdem im Leben derer, die geblieben ist, einfach nichts Interessantes mehr passiert, weil sie in die Einliegerwohnung der Eltern gezogen sind/das Land nicht verlassen haben. Die AfD ist beliebt, erst dieses Jahr lese ich etwas vom Bündnis Pforzheim Nazifrei, und das gedenkt aber gleichzeitig in Aufrufen pflichtbewusst der armen, armen Pforzheimer*innen, die am 23.2.45 beim Bombenangriff der Alliierten dahingeschieden sind. Gegen Nazis sein geht in Pforzheim nur, wenn man Pforzheim schon auch gut und wichtig findet. Es gibt in Pforzheim ein Gefängnis, eine Abschiebehaftanstalt, von deren Existenz ich erst jetzt erfahre, niemand redete in Pforzheim über sowas. Über Sex redete auch niemand, also jedenfalls nicht bei mir Zuhause, weswegen ich unaufgeklärt wie ich war, und lustfeindlich wie die Umgebung war, nicht in eine Beziehung mit dem Typ von oben geriet, was vielleicht Glück war, denn so hätte ich vielleicht auch BWL oder hahaha, Lehramt studiert, das ist in Pforzheim angesehen und wird honoriert, von den Eltern und den Freunden der Eltern, nein, da bin ich lieber abgebrannt in Berlin und tue so, als wäre ich cool, beim Rauchen irgendwo. Obwohl ich muss nicht so tun als ob, ich bin cool.

Anders

„Du bist ein komischer Kauz. Das bist du doch: eine Type, ein ausgeflippter Individualist? Ein ganz spezielles Exemplar. Weißt du, das schätze ich an dir: deinen Nonkonformismus, du lässt dir nichts vormachen, bist einfach so wie du bist, ein Original. Das bist du doch, oder? Ich meine, gerade das mag ich an dir: dass du dich nicht verbiegst, du bist so - eigen. Stimmt doch, oder habe ich ein falsches Bild von dir?“

„Was soll ich sagen. Ich habe bestimmt meine Eigenheiten.“

„Eins steht fest: Du bist anders. Schwer zu sagen, was es ist. Vielleicht bist du ein Versager, aber das lässt meine hohe Meinung von dir nicht zu. Dich umgibt eine Aura des Tiefsinns. Du lebst in deiner eigenen Welt. Während andere darüber nachdenken, was es zu Mittag gibt oder was sie wem zu Weihnachten schenken“

„Das Meiste mache ich wie andere auch.“

„Aber nicht alles und nur äußerlich betrachtet. Du bist kein Exzentriker. Aber gerade in deiner Normalität stichst du heraus. Deine Zwanglosigkeit hebt dich sowohl von ihrem gewöhnlichen Mief als auch von ihrer exzentrischen Selbstdarstellung ab. Während andere sich für ihre ganz normalen Schrullen schämen und sie nur heimlich in ihren Kellern ausleben, ist dir die Meinung der anderen egal. Da scheißt du einfach drauf. Deshalb bist du doch ein Eigenbrötler: Weil du dich nicht anpasst und viele kommen mit dieser Natürlichkeit nicht klar. Authentizität ist ja in unserer verlogenen Gesellschaft schon ein Affront. Ich meine, ich kenne dich ja eigentlich noch gar nicht. Es kam mir nur so vor. Du wirst einsam sein und den Stumpfsinn dieser Welt nur schwer ertragen. Sag wenn ich falsch liege, aber du hast eher keine Freunde, oder?“

„Die, die ich habe, habe ich.“

„Das dachte ich mir. Das sind wahrscheinlich aufgeschlossene Leute, die ein paar Ecken und Kanten vertragen können, die sich nicht mit Äußerlichkeiten aufhalten. Die den Anderen so nehmen wie er ist und nicht versuchen, ihn nach ihren eigenen Vorstellungen zu verändern oder zu verstehen. Es ist doch immer diese Gemeinschaft der Wenigen, die ihre Zeit überdauern, während die große Masse, dieses unwürdige Menschenvieh, die Fahne nach dem Wind dreht und irgendeinem Leithammel hinterherrennt. Weißt du, manchmal erfasst mich so ein Ekel gegenüber diesen 0815-Menschen, die einander entweder in Kriegen ermorden oder selbstgerecht im Fernseher dabei zusehen, die schamlos zusammenraffen was in ihre gierigen Hände fällt und dabei auf den Messias warten, die nur hemmungslos konsumieren können und mit dem Finger lieber auf die anderen zeigen, statt sich an der eigenen Nase zu fassen. Zum Glück findet sich immer eine Handvoll, die anders ist.“

„Zu denen gehöre ich nicht.“

„Du widerlegst dich selbst. Dieses Denken lässt deine Größe erkennen. Das ist doch die große Aufgabe des Lebens: Sich mit der eigenen Mittelmäßigkeit

abzufinden. Das ist überhaupt Sinn und Zweck des Daseins hier auf Erden. Du musst akzeptieren, dass du ein Niemand bist, nicht besser, nicht schlechter als alle anderen. Wenn du das schaffst und zufrieden damit bist, dann ist das schon viel, es ist eigentlich alles, was du erreichen kannst. Dann bist du den anderen im Grunde schon wieder einen Schritt voraus. Während alle anderen in ihrer maßlosen Selbstüberschätzung denken, sie seien weiß Gott wer, bist du dir deiner allzumenschlichen Begrenztheit bewusst. Du hältst dich nicht für besonders und gerade das hebt dich wieder von den anderen ab. Das ist dein Geheimnis, stimmst du?

„Mein Lieber, du bist mit deinen feinsinnigen Fragen weit vorgedrungen. Daran merkt man, dass du nicht einfach vor dich hin und anderen hinterher lebst, sondern dir deine eigenen Gedanken machst. Du leistest Widerstand, wehrst dich gegen das dir vorgegebene Sein. Du bist nicht einer von vielen, du bist zu Höherem bestimmt. Wenn du wirklich zu den Wenigen gehörst, dann wirst du verstehen können: Unterschiedlichkeit verunterschiedlicht Unterschiedlichkeit. Also artet meine Andersartigkeit in anders geartete Andersartigkeit aus ... Wenn du es jetzt nicht verstanden hast, dann kannst du es nicht verstehen. Dann bist du doch nicht anders als alle anderen. Dieses Verstehen trennt die Besonderen von den Gewöhnlichen.“

Sie betrachten sie, sie betrachtet die Tastatur, sie hört das unregelmäßige Aufkommen der einzelnen Finger auf den Tasten, jede Taste produziert ein Zeichen, die Zeichen ergeben Worte, Worte, die beschreiben, beschreiben, wie sie ist. Frieda verschließt ihre Augen, um nicht sehen zu müssen, welche Worte das skizzieren, was sie von sich gibt, sie erzählt, was sie erzählt, ergibt ein rasches Bild, ein Bild, welches zu interpretieren gilt, ein Bild, es setzt sich zusammen aus ihrer Erscheinung, umso mehr sie die Augen verschließt, hört sie die Tastatur, als besäße jedes Zeichen ein anderen Ton, die Tastatur wird plötzlich zu einem Klavier. Es vermischen sich Eindrücke, leise hört sie ein medizinisches Gerät aus dem Nebenraum, es vermengen sich mit geschlossenen Augen die Eindrücke, ein Lied, nein es ist kein Lied, es ist eine Kulisse, sie steht inmitten einer Kulisse, alles sind Kulissen, sie möchte ihre Augen nicht öffnen. Es ist vermengt, sie möchte die Töne zusammenfügen zu einem Bild, sie möchte wissen, welche Zeichen für welchen Ton im Raum stehen. Die Kulisse verfällt, alles zerfällt in einen Piepton, als sie die Augen öffnet, sitzt sie noch immer auf dem Stuhl- die Lautstärke der einzelnen Tasten der Computertastatur sind kaum noch auseinander zu halten, sie schaut auf den Bildschirm.

Der Bildschirm berichtet: Die Datei wurde gespeichert.

Ich bin es ja gewohnt, dass Reisen zum Schreiben verleitet, doch normalerweise ist es ja das (deutschbürgerliche) ICE-Ambiente, das ~~meinen Hass~~ meine Kreativität stimuliert. Nicht so dieses Mal, wo bereits die 4 Haltestellen bis zum Fernbahnhof mit weierdem Publikum illustriert sind. Etwas weiter weg zB lesen zwei Frauen um die 30 gemeinsam *Medizini*, das Kindermagazin der deutschen Apotheken. War zu meiner Zeit auch mal ein okayes Produkt, aber heute doch sicher nicht mehr, mutmaße ich ohne jeden Anhaltspunkt, obwohl die beiden sympathisch wirken (Eine trägt eine Tasche mit der Aufschrift „Verl.... gegen rechts“, mehr kann ich nicht lesen. Hm. „Verlierer gegen rechts“? „Mit Verlaub gegen rechts“? Ich weiß es nicht). Sind es vielleicht Mütter, die die *Medizini* für ihre Kids vorkauen? Wieso müssen die überhaupt einen für mich nachvollziehbaren Grund haben? Ich weiß es nicht und wundere mich über mein Mich-Wundern. Doch es geht noch weiter. Hinter mir unterhalten sich 3 Leute, die offenbar spontan ins Gespräch gekommen sind (das alleine haut mich irgendwie um), über dies und das, naja eigentlich vor allem über Bahnhöfe und andere Topoi der Stadt, an denen sie vorbeifahren. Besonders originell sind sie nicht in ihrer Themenfindung, aber bemerkenswert nichtsdestoweniger. Der Typ bringt im Dialog extrem forciert die Tatsache unter, dass er Krankenwagen fährt; die beiden Frauen quittieren das Ganze mit irgendwelchen Allgemeinplätzen. Das ist wahrscheinlich mein Problem: Der Ertrag des Gespräches ist eher der Kontakt selbst als der Inhalt, was smalltalkgeschädigte Menschen wie mich hart irritiert, aber vielleicht muss ich mich irgendwann diesem Gedanken öffnen: Der Weg ist der Weg.



Ich horche auf, weil neben mir Leute über ~~den~~ einen Dieselskandal reden. Einer in Arbeiterkluft, einer schick angezogen, beide mit dem bedrohlichen Akzent des Süddeutschen bzw. der Alpenländer. Man sagt, dass etwas „ausschaut“ und „Meine Herren!“.

Ich bin verwirrt in meinem Schwarz-Weiß-Denken: Der schicke Typ lässt allerlei progressive und menschenfreundliche Inhalte in die S-Bahn ab, zB eine an Verschwörungstheorien grenzende Geschichte von Autos mit minimalem Verbrauch, die von den Großkonzernen unter Inkaufnahme aller Kollateralschäden kleingehalten werden – doch wozu diskreditiere ich jemanden mit Verweis auf verschwörungstheoretische Inhalte, wenn VW und Co. gerade gezeigt haben, zu welchen tatsächlich stattfindenden Verschwörungen sie in der Lage sind? Es war doch klar, dass ein solcher Massenbetrug auffliegen wird, früher oder später. Wie verblendet müssen diese Menschen sein? Mögen sie allesamt in den US-Gefängnissen verrotten, die wahrscheinlich auch bald von VW betrieben werden.

Während ich aufgrund meines Autohasses für einige Sekunden nicht bei der Sache bin, springt der Typ willkürlich zu Baumaschinen, die Mikroorganismen und kleine Ökosysteme dicht unter der Erdoberfläche zerstören, ohne dass das überhaupt thematisiert wird. Ich glaube, er benutzt die Wendung „Verbrannte Erde“. Er redet über all das mit einer Erwartung einer selbstverständlichen Empörung. Er ist noch nicht so weit wie ich, denke ich, denn er glaubt noch an Dinge.

Ich finde auch mit der Zeit etwas schwierig, dass er seinem wasauchimmer, freundkollegenloverzufälligenbekannten gegenüber die Rolle eines wandelnden Lexikons der Dinge dieser Welt annimmt und dabei wirkt, als würde er wahllos Wikipedia-Artikel vorlesen. Doch ich bin wieder versöhnt, als er sich über die Kameraüberwachung am Fernbahnhof beschwert und seinem wasauchimmer, freundkollegenloverzufälligenbekannten rät, sich zu vermummen.

Kein Scheiß! Ich bin beeindruckt und linse noch einmal zurück zu der anderen Gruppe, die sich gerade herzerwärmend voneinander verabschiedet: „Ich heiße übrigens Charlotte!“ - „Ach, was für ein toller Name! Na dann eine gute Fahrt!“

Irgendwie beginnt diese positive attitude mich wieder ins Misanthropische zu drängen. Dem jungen Mann, der die ganze Zeit neben der Gruppe saß und immer noch sitzt, scheint es ähnlich zu gehen: Er verzieht das Gesicht und ihm laufen Tränen aus den Augen. Beim zweiten Blick stelle ich fest, dass jene Tränen vielmehr tätowiert sind und freue mich über etwas Normalität bei der S-Bahn-Fahrt.

Womit es bald vorbei sein wird. Der ICE wartet (metaph.).



Seither

Denk' nicht, ich hätte nicht gelitten seitdem
aber stehst du noch immer im Beet
und säst Kresse, Petersilie und Majoran,
schau' ich dir vom Gartenzimmer aus zu;
Bis auf Weiteres,
haben wir uns nichts zu sagen,
dennoch halte ich deine alte Hand und
dein Körper passt durch den Spalt unter der Tür wo
die Gräser am Hang und der verwilderte Garten
lagert sich Staub ab
auf den Oberflächen der Teppiche im Marmorflur;
Hältst du Ausschau
sprechen wir
über die Reben auf dem Balkon.
Wir ernten sie nächstes Jahr.

Verschwörungstheorien

„Das ist wohl eines der schönsten Dinge, wenn man aus dem Weltraum zurückkommt, und dann gleich von Freunden umringt ist.“

Über Erdöl: es ist endlich. Ist es gut, wenn das Erdöl am heiligen Abend kommt? Die Erdöl-Erlösung. Was denkt der Messias über fossile Brennstoffe?

Denken die Leute in Britz das: Wird über den neuen Pizzaladen in der Germaniapromenade/ Chicken XXL Crisp Burger der Terror finanziert? Man weiß es nicht, aber der Palmenknistervorhang.

Gerettet: die goldene Dornenkrone Christi aus der brennenden Kathedrale. Das war knapp.

Prenzlauer Allee

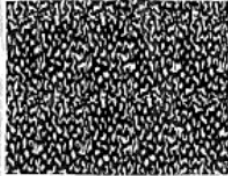
Cembali
Haushaltswaren
Frühstückshaus
Traum Bäckerei
Wild Hair
Gewölbe Sauna

Überlegungen zur Auferstehung

Entsündige mich mit Ysop, dass ich rein werde; wasche mich, dass ich weißer werde als Schnee. Lass mich hören Freude und Wonne, dass die Gebeine fröhlich werden, die du zerschlagen hast.

Ysop hilft bei Ohrensausen.

Serie-Nr. 80514



OPPENBORN

OPPENBORN

OPPENBORN

OPPENBORN

**LEIDER
VERLOREN!**

Und noch ein Text zur Provinz.

Auf dem Land gibt es zwar keine Orthopäden (mehr), aber dafür Imbissbuden, Kriegerdenkmäler und das Feuerwehrfest. Die Imbissbude versorgt hungrige Dorfbewohner mit Wurst, an den Kriegerdenkmälern versammelt man sich am Volkstrauertag und gedenkt der gefallenen Wehrmachtsangehörigen, und das Feuerwehrfest ist der Ort, an dem neues Menschenmaterial für die freiwillige Feuerwehr rekrutiert wird.

Zu diesem Zwecke gibt es allerlei Programm: Die Kinder werden mit viel Wasser, viel Feuer und großem Gerät beeindruckt, was sehr einfach möglich ist, für die anwesenden Frauen gibt es eine Fettbrand-Vorführung, die Ehemänner sammeln sich am (eher armseligen) Feuer des Wurstgrills, der entweder traditionell-heimatlich-verklärt oder modern-amerikanisch-professionell inszeniert wird, je nach spezifischem Provinzduktus.

Die Erzählung zur Feuerwehr ist diese: Die jungen Leute gehen nicht mehr zur Feuerwehr, weil sie oberflächlich sind und sich für etwas besseres halten und die alten Einrichtungen nicht mehr zu schätzen wissen, und deshalb wird die Arbeit der freiwilligen Feuerwehr immer schwieriger. Der Sprechakt dahinter ist: Weil ihr anders leben wollt, seid ihr schuld, dass wir elendiglich in unseren Häusern verbrennen müssen, einsam und verlassen von unseren undankbaren Kindern.

Die freiwillige Feuerwehr ist in dieser Erzählung so angelegt, dass es einen hinreichenden Grund, weshalb man ihr nicht beitreten wollen würde, einfach nicht geben kann. Denn sie ist so glasklar eine gute und unverzichtbare Einrichtung, dass jede Verweigerung einem Verrat gleichkommt. Ein guter rhetorischer Trick, durch den die moralische Ebene mehr und mehr von dem Platz einnimmt, der eigentlich der rationalen Debatte gebührt.

Einer Debatte, die nicht zufällig ähnlich abläuft, wie wenn es um den Zustand der nationalen Armee geht. Aber eine Stimme, die Zusammenhänge beschreibt zwischen preußischer Manneszucht und dem heute viel subtiler ablaufenden, aber stets vorhandenen paramilitärischen Charakter zumindest im provinziellen Vereinswesen, innerhalb dessen natürlich auch die freiwillige Feuerwehr operiert, hat in einer solchen per se keinen Platz.

Nach dem Fest nun wissen alle für ein paar Tage, welche schrecklichen Dinge in bürgerlichen Eigenheimen passieren können. Also in Bezug auf Feuer. Alles andere kennen sie ja schon.

Dann vergessen sie es, aber legen sich irgendwo eine Löschdecke hin und bringen Rauchmelder an die Decke aller 25 Räume des durchschnittlichen bürgerlichen Wohnhauses an. Und endlich können sie ruhig schlafen. Sofern nicht die Batterien eines Rauchmelders zur Neige gehen und sie durch das entsprechende Alarmgeräusch in Panik versetzt werden.

Der deutsche Bürger ruft nach Sicherheit, wenn er die Größe oder Ausstattung des Heeres bemängelt, und er ruft nach Sicherheit, wenn er sich Rauchmelder installiert. Mehr Geld auszugeben für das beste Produkt auf dem Markt bedeutet in beiden Fällen immerzu den Unterschied zwischen Leben und Tod (wessen Leben und wessen Tod, spielt keine Rolle), weil es möglich ist. Der unwahrscheinliche Extremfall wird zur fatalen Regel, der nur einen Schritt voraus sein kann, wer Unsummen für Sicherheitsgaranten wie Waffen oder Rauchmelder ausgibt.

Seit einigen Jahren nun sind Rauchmelder Pflicht: Der Volkskörper sieht ohne Verbrennungen besser aus. Die Rauchmelderlobby feiert das und auch das Feuerwehrfest hat einen seiner Zwecke erfüllt. Nach den Statistiken fragt niemand. Es interessiert nicht, ob Rauchmelder tatsächlich verhindern, dass Menschen verbrennen, so wie es nicht interessiert, ob die Feuerwehr öfter wegen falschem Alarm ausrückt, seit Rauchmelder Pflicht sind. Was sie aber sehr sicher tut.

Wichtig ist das alles nicht. Wichtig ist nur, dass das Produkt, das Sicherheit verheißt, in möglichst großer Stückzahl am Standort Deutschland konsumiert und vielleicht auch teilweise produziert wird. Weil es ohnehin nichts gibt, was sonst wichtig ist. Wer für Sicherheit im Eigenheim sorgt, schützt seine Familie. Die eigene Familie zu schützen ist ein ehrenwertes Unterfangen. Auch hier wieder Parallelen zur Bundeswehr. Feuerwehr – Bundeswehr. Nun ja.

Ich bin dem Feuerwehrfest dann doch irgendwo dankbar, weil eine meiner Lieblingsgeschichten zur sexuellen Identitätsfindung dort geschehen ist. Eingerichtet waren zwei Räume – heute würde man sagen *Lounges* – einer für Männer mit Kneipenfeeling, Bier und Postern von nackten Frauen an den Wänden. Und eine „Sekt-Bar“ für Frauen, mit Palmendekoration, Sekt, und – Tatsächlich! – Postern von (ganz) nackten Männern. Eine der frühesten Erinnerungen, wo ich mich über einen nackten Männerkörper gefreut habe. Die Penisbilder auf dem Feuerwehrfest.

Ende März

Die Umsetzung des Eisbadens im Flughafensee. Nacktheit Sonne. Der Traum mit dem Einkaufswagen voller Bücher bei Aldi, die drei einzukaufenden Dinge. Ein kritischer, zögerlicher C. In der Kneipe denke ich zu Beginn von Bier Zwei: Jawohl. Küsse, später. Die merkwürdige Lampe, der Tresorschrank. Es beginnt mit den Händen statt der Frage. Weder noch, Rechenzeichen. Im Park fühle ich mich nicht wohl, die Sonne ist mir ein Garaus. C am Morgen nackt. Es haut mich schier um, aber sagt man es? Eher bin ich besorgt, und mir, mir werden die Hände lahm. Musik in der U – Bahn.

Begegnung in der Residenzstadt

Ich sitze an einem Baum.

Du bist plötzlich hinter mir. Die inneren Stimmen überschlagen sich.

Manche sagen: „Weg hier“

Du sagst: „Ganz schön frisch heut' Nacht“

Es ist hellichter Tag. Ich höre die Stimmen. Manche sind genervt. Ich höre den Stimmen nicht zu.

Ich sage: „Es ist saukalt“

Du kommst näher. Du hast ein Bier in einer Dose. Du sagst: „Hast du 'ne Unterkunft“

Ich sage nichts. Die inneren Stimmen verstehen nicht.

Ich sage: „Ja. Aber danke für dein Interesse“

Du gehst weiter. Du sagst: „Na klar doch. Hab' das ja alles schon hinter mir. 30 Jahre lang“

Ich lasse das zu. Ich warte.

Du drehst dich noch einmal um. Du sagst: „Aber jetzt bin ich wieder in 'ner Wohnung“

Ich sage: „Du bist wieder in ner Wohnung“

Du sagst: „Na Ja“

Ich lache. Ich sage: „Voll gut“

Ich sage: „Ich wünsch' dir noch nen schönen Tag“

Aber ich wünsch' dir eigentlich ein schönes Leben.

Und die inneren Stimmen schweigen betreten.

Kleine unvollständige Chronik der Karfreitagserfahrungen:

28.03.1997:

Die Kirche ist innendrin kalt. Der Gottesdienst dauert heute lang. Es ist Feiertag. Es geht um Tod, Tod, Tod und nochmals Tod. Alle stehen, sitzen und knien, wenn der Pastor es sagt. Draußen ist es warm und freundlich. Drinnen ist es kalt und schwer. Manche Lieder sind berührend, doch es ist auch anstrengend. Aber es ist wichtig, heute hier zu sein. Wir trauern um Jesus. Jesus ist heute gestorben, sagt der Pastor. Aber das meint er nicht genau so.

13.04.2001:

Die Karfreitagsmesse ist wie immer sehr lang und eine Mischung aus festlich und traurig. Der Lektor hat einen Sprachfehler. Immer wenn er sagt: „Im Namen des Herrn“, hört es sich an wie „Im Namen des *Hahn*“. Aber lachen darf man nicht, auch wenn es lustig ist. Der Pastor liest aus dem Evangelium: „Und abermals krähte der Hahn.“ Die Stimmung ist angespannt. So viele Hähne. Was bedeutet das alles nur?

25.03.2005:

Jedes Jahr genau dasselbe. Eine ewig lange Messe in einer eiskalten Kirche und dauernd muss man knien oder aufstehen und auf jeden Fall die ganze Zeit aufmerksam sein, denn alles andere wäre pietätlos. Schließlich ist heute der wichtigste Feiertag der katholischen Christenheit, der jedes Jahr aufs Neue, nein, eben nicht aufs Neue, sondern auf die immergleiche Weise, also aufs Alte, begangen wird. Die aufgesetzte Ernsthaftigkeit ist kaum auszuhalten. Nie mehr Karfreitag.

14.04.2006:

-

06.04.2007:

-

21.03.2008:

-

10.04.2009:

Zum ersten Mal vom Tanzverbot gehört. Unfassbar. Saufen bis es nicht mehr geht und dann im Bett dreht sich alles. Kein Gedanke an Jesus.

02.04.2010:

Erst spontan zum Rave im Park, dann zum Lieblingsdöner und danach noch ne Pizza. Völlig zugekifft, totaler Filmriss. Am nächsten Morgen aufwachen, weil der Macker-Nachbar sein eigenes Fenster einschlägt. Er hatte seinen Schlüssel am Karfreitag verloren.

22.04.2011:

Zusammen kochen, was Gutes essen und dabei witzige christliche Propaganda rezitieren. Dann Party und Bier bis tief in die Nacht. Tanzverbot am Arsch!

06.04.2012:

siehe Karfreitag 2011

29.03.2013:

sieht Karfreitag 2011 und 2012

18.04.2014:

In Thüringen heimlich als Band gebucht trotz Tanzverbot. Dann aber spontan doch Absage wegen Drohungen des Ordnungsamtes. Stattdessen Suff in der Location.

03.04.2015:

Die Karfreitagscrew (2011-2013) trifft sich und verbringt den Tag zusammen: Spiele, gutes Essen, dann Essen gehen und am Ende noch Kneipe, Party und Tanzen.

25.03.2016:

-

14.04.2017:

-

30.03.2018:

Auftritt mit Hardcoreband im Rahmen eines antikirchlichen Karfreitagsevents. Rockt.

19.04.2019:

Zum ersten Mal wieder in einer Kirche am Karfreitag. Nicht wegen des Gottesdienstes. Eine Freundin ist an der musikalischen Untermalung der Messe beteiligt. Die Musik ist von Bach und taugt was. Manche Lieder sind berührend, aber es ist auch anstrengend, hier zu sein. Der Pastor redet von Jesu Leiden und bezieht es merkwürdig auf sich und die Leute in der Kirche. Alles wirkt fremd: Die (evangelische) Kirche ist warm und hell und einigermaßen gemütlich. Gekniet wird nicht und aufstehen tun nur die andern. Auferstehen tut nur Jesus, by the way, aber noch nicht jetzt. Die Lektorin liest zu untheatralisch; überhaupt fehlt der Inszenierung das Drama, das Leiden! Das nun vermochte der katholische Gottesdienst! Der Pastor beginnt seine Predigt damit, dass im Namen der Kreuzes unglaubliche Verbrechen geschehen sind. Dem ist zuzustimmen. Leider plädiert er im Folgenden dafür, sich das Symbol wieder anzueignen. Wahrscheinlich aus Verzweiflung. Der Mann ist nicht dumm, aber er ist gefangen in seinem Glaubenssystem, in dem Selbstoptimierung auf Kalenderspruchweisheiten treffen. All das tonnenweise während der Predigt. Nach der letzten Chordarbitung gehen viele Leute, obwohl die Messe nicht ansatzweise vorbei ist. Auch ich lasse mich mitreißen, obwohl ich mich auf das Schlusslied „O Haupt voll Blut und Wunden“ gefreut hatte.

Den 2. ging ich durch's Gebirg

Neulich habe ich in einer europäischen Hauptstadt ein paar kümmerliche Ängste über mich ergehen lassen und einige Heldentaten begangen. Dann flackerte es so zaghaft in meiner Brust, dass ich nicht wusste, wohin mit mir und was ich meinen Zeitgenossen zu antworten hätte. Also packte ich meine Sachen, fuhr durch den Nebel zum Bahnhof, gab einem Bettler nichts, kaufte keinen Proviant, zog mir keine Mütze über die Ohren, winkte niemandem zum Abschied, rannte kurz vor Abfahrt zu dem Bettler zurück und gab ihm das Restgeld meiner Fahrkarte, kaufte eine Flasche Wasser und eine Flasche Schnaps, vergaß meine Mütze, nicht meine Einsamkeit, stieg in den Nachtzug und fuhr ins Gebirg.

Ein altes Mütterchen saß mir gegenüber. Mit ihren Sorgen über den Luftzug im Abteil vertrieb sie sich die Zeit und mir die Bangigkeit. Als der Schaffner uns aus der 1. Klasse verwies waren wir endgültig ein Paar bis ich sie am Morgen in einem Provinzbahnhof verließ.

Ich gelangte durch den Schnee zu der vorgesehenen Hütte am Fuße mächtiger Berge, fachte den Ofen an, hängte die klammen Klamotten zum Trocknen auf, legte den Kopf in die Hände, spürte wie jemand darin starb, nahm mich in den Arm und wachte.

Niemand störte mich. Nur einmal klopfte ein Freund an und ich riss mit klopfendem Herzen die Hose hoch.

Tag für Tag stank ich ein bisschen mehr nach Rauch und Schweiß und Fischkonserven. Tag für Tag leerte ich am Morgen die Asche vom Abend in den Schnee, pinkelte ein Loch daneben und starrte am Abend wieder mit heißem Kopf in die Glut.

Am dritten Tage spuckte ich ein erfrorenes Hendriklein aus, das den Kopf in die Hände legte und mit mir durch die Ofenklappe die glühenden Innereien sich verzehren sah. Sie fingen nicht Feuer, weil der Bauch mit dicken und feuchten und frisch aus dem Wald gebrochenen Scheiten überladen war. Sie hätten noch viele Jahre neben dem Ofen trocknen sollen.

Es sah die kleinen Flammen an ihnen züngeln und blecken und ersterben, konnte den Blick nicht abwenden, kein Stöcken nachlegen. Aber es dachte an die leeren Rückseiten der Notizen zu meiner

Power-Point-Präsentation von letzter Woche. Sie lagen zum Anfachen bereit. Es sagte mir, ich würde schreiben, sobald das Feuer wieder lichterloh brennt und dann alle Allegorien und Metaphern, Halbwahrheiten und Heimlichkeiten beiseitelassen und von allem schreiben, das ich weiß und vergaß.

Theresa

Theresa sitzt im hinteren Bereich der Bar. Den Kopf leicht geneigt auf das Display ihres Smartphones. Sie hat mir eine Nachricht geschickt. Ich bin 16 Minuten zu spät. Ich betrete die Bar, gehe zu ihr. Sie schaut auf, lächelt. Wir umarmen uns. Schauen uns nicht an. Wir setzen uns. Ich entschuldige mich.

Auf dem Tisch steht ein Glas Saft. Sie lässt mich probieren.

Ihr Haar ist gelb und glänzt. Fällt knapp über die Schultern. Gelegentlich streicht sie es zurück. Sie legt das Telefon auf den Tisch, legt ihre Hand darauf.

Ich frage sie, wie Tokio war. Und sie erzählt von japanischen Begrüßungsformeln und was das alles zu bedeuten hat. Sie erzählt von Food – Seminaren mit lebendigen Tintenfischen. Erwähnt eine Tinder – Bekanntschaft in Yokohama. Dann erzählt sie von der Uni, ihrer Bachelor – Arbeit, für die sie gut zwei Semester länger brauchen wird. Ihrer Master – Arbeit, die sie in Wien schreiben will. Dann, mit Ende Zwanzig, sei sie ja immerhin nicht mehr so ... Ein fester Job oder wenigstens eine Beziehung. Sie blickt auf und fragt, was ich denn ...

(...)

Wir stehen allein auf dem Balkon in Julias Wohnung. Hinter uns liegen Besoffene auf dem Boden zwischen Kissen und absurden russischen Stofftieren. Wir beobachten das Treiben auf der Straßenkreuzung: Ein paar Jungs zünden einen Böller an, der die Scheiben beben lässt. Theresa sagt, dass sie keinen Bock mehr hat auf die Party weil San – Francisco – Eric da ist, mit dem gerade was läuft. Der lehnt an der Wand im Wohnzimmer und winkt uns zu. Wir beschließen irgendwo anders hin zu gehen. Im Flur schwankt uns Janey entgegen – Janey – Laney – die ein Tablett Hasch – Kekse durch die Gegend balanciert. Ich nehme zwei und stopfe sie mir rein, streife den Mantel über während Theresa Eric beschimpft, der uns zur Haustür gefolgt ist. Er greift ihren Oberarm und lallt irgendwas wie: „... but yo´ are so beautiful.“

Vor den Spätis und Shisha Bars ist jetzt Bürgerkrieg und alles verschwindet in rotem Dunst, der süßlich riecht. Silhouetten hüpfen um ein Bengalf Feuer aus dem gelbe, weiße Funken spritzen. Wir rennen über die Straße. Das Haus, in das wir wollen rülpst eine Gruppe Frauen hervor, die aussehen wie Spinnen. Sie tragen Pelzmäntel und kreischen wie verrückt.

Theresa zerrt mich durch den Torbogen ins Treppenhaus. Die ganze Zeit begegnen uns schöne, junge Menschen, immer in Gruppen und kreischend, ausgerüstet mit Papp – Bechern, Alcopops und Champagnerflaschen. Inzwischen bin ich völlig zugeröhrt und froh Theresas Hand zu halten. Als sie mich loslässt befinden wir uns in irgendeiner Altbauwohnung. Das Raunen der Gäste durchbricht den elektronischen Klangteppich nur wenn ein Haufen Zusammenstehender in hysterisches Gelächter ausbricht. Theresa geht ins Wohnzimmer, wo sich so etwas wie eine Tanzfläche befindet auf der niemand tanzt. Jemand spricht mich an. Ich schüttle den Kopf und gehe weiter unter einer Konfetidusche hindurch zu Theresa, die auf mich wartet. Dann tanzen wir würdevoll den Tanz der Betrunkenen. Irgendwann verliere ich die Kontenance und sacke auf dem Sofa zusammen. Meine Wange lehnt an der Schulter eines Fremden.

(...)

Theresa beendet das Telefonat. Entschuldigt sich. Aber sie hätte da unbedingt ... Sie fragt mich, was ich heute Abend noch vorhabe. Nichts. Dann erzählt sie mir von einem Dinner, zu dem sie eingeladen ist und wer da alles kommt. Sie nennt immer zuerst den Namen der Person, dann deren Beruf oder gesellschaftliche Funktion: Jan – interessanter Typ, Susi – Fotografin, Lisa – Kulturmanagerin und so weiter. Sie sagt, sie habe versprochen pünktlich zu sein. Wir brechen auf. An der Straßenbahnhaltestelle lästern wir über einen Neubau gegenüber. Asymmetrisch und wer sich das überhaupt leisten kann und so weiter und so weiter. Es dämmt, ist kühl und fast Frühling.

Theresa sagt, wir müssten uns bald, unbedingt wiedersehen.

Ihre Straßenbahn kommt.

Wir umarmen uns.

Sie steigt ein und mein Blick folgt noch eine Weile ihrem schwarzen Mantel, einer solitären Fläche, die sich durch den Schlauch der Tram bewegt bis sie – aus der Distanz – in einer schwarzen Gesamtfläche verschwindet, die sich schnell, kontinuierlich entfernt und dabei immer kleiner wird.

Drama

1

Eine Zweizimmerwohnung. X bringt allerorts Rollos zur Verdunkelung der Wohnung an. Im Ofen backt Kartoffelbroccoligratin, welches X vor den Rollos besonnen vorbereitet hat. Es riecht nach Kartoffelbroccoligratin - Schwaden.

Y kommt aus dem Büro nach Hause und tritt durch die Haustüre links ein.

Y ist überfordert von der ihr begegnenden Emsigkeit.

X: Wir können jetzt essen.

Y: Ich habe noch gar keinen Hunger.

X: Ich muss hier noch in die Decke bohren.

Y geht hinten durch die Tür ins Badezimmer und duscht.

Z: Ich glaube, ja.

2

Y und K sitzen auf dem Boden und zeichnen und malen mit Aquarellfarben.

Y: Künstlerin müsste man sein!

K: Als nächstes nehme ich Rot!

K malt ein gänzlich rotes Bild.

3

Ein gepflegtes solides Mietshaus. Im Hausflur bei den Briefkästen. Y hat Bananen und Einkäufe in der Hand und drückt den Aufzugknopf, sie ist sehr schwach. Die Tür öffnet sich und N erscheint mit einer Vielzahl von Topfpflanzen. Y schließt daraus, dass N den Eingangsbereich ob des anbrechenden Frühlings begrünen möchte.

N räumt hektisch die Blumen aus dem Aufzug.

Y betritt den Aufzug, drückt den Knopf und fährt nach oben.

Y (im Aufzug): Ich will nicht, dass es schön ist!

In der Folge brät sich Y ein Spiegelei und sitzt entfremdet auf dem kürzlich von ihren Eltern begrünten Balkon. Unten auf der Straße sind N und M zu hören.

N: Sag mal, die Tulpen halten dieses Jahr nicht lange... außer die roten, die hatte ich fast weggetan.

M: So. Naja.

N: Ja ja.

M: Jetzt werd ick mal schnell die Blumenerde nach oben tragen.

Es wird dunkel. Schemenhaft ist in der Nacht eine schwarz gekleidete Person zu erkennen, die „ja!“-Essig ins Blumenbeet gießt. Die leere Essigflasche mit dem Aufdruck „ja!“ verbleibt auf der Bühne.

4

Derselbe Hausflur. Y bringt den Müll hinunter. Eine Nachbarin hält Y die Tür auf, da Y mit Müllsäcken beladen ist.

Y: Danke. Alles auf einmal.

N: Schlimm, wie viel Müll wir produzieren!

Y: Das ist mir völlig egal! (*spricht zur Wand*).

Y geht mit einer grünen leeren Weinflasche in der einen Hand und einem pinken Beutel in der anderen Hand ab zum Altglascontainer. Im Hintergrund der Bühne schaukelt K.

K (*genervt*): Mama, komm jetzt mal!

5

Zwischenzeitlich hat es in Notre Dame gebrannt (Videoinstallation im Hintergrund). Y will etwas von der Negativität abhaben und weinen, wenn es notwendig ist. Andere Auffassungen von Kunst (dieser Wirrsal wird im Hintergrund durch irgendeine Performance mit Handpuppen von K dargestellt).

Y tritt gegen ein Fahrrad.

Y: AAAH! (*stöhnt wütend auf*).

Im Treppenhaus.

Y mit einem anderen Rad und vielen Müllbeuteln. Die Altpapiertasche kippt um.

Ein Nachbar tritt aus dem Aufzug. Überall liegt Papier herum, N muss warten, bis Y alles wieder eingeräumt hat. Y ist hierbei sehr langsam.

Y: Zu stark beladen.

N: Ja, so ist das manchmal (*freundlich*).

Y und Z tanzen, etwas befangen. Am Ende ist niemand tot.

Mein Lebtage hab ich noch nichts gegen Homosexuelle gesagt!

Ausflüge in die Welt der Ordnung, der Ordentlichkeit, des Anstands und der Moral, des Affirmierens und des neuen deutschen „Alles Gut!“-Versicherns – also ein Ausflug in die Welt meiner sog. Herkunftsfamilie und ihrer kleinbürgerlichen Umgebung muss nicht von langer Dauer sein oder etwa von besonderer Tiefe geprägt, um zu begreifen, dass ihnen eines scheinbar wirklich wichtig ist: Konsequenz, Konsequenz und nochmal Konsequenz. Was tickt sie so an, wenn sie die K. einfordern? Oder die Nicht- bzw. In-K. verdammen, von sich abspalten wollen gar oder auch nur fürchten?

Wenn sie eine Sache an Menschen nicht leiden können, dann ist es, wenn sie nicht konsequent sind. Es scheint sie so sehr zu ereifern, dass sie das immer wieder und nochmal klarstellen müssen. Aber erstmal: Was ereifert mich eigentlich so daran, dass ich jetzt diesen Text über sie schreiben MUSS?

Ja, „sehr“ geehrte_r Bürger_in: Es macht mich sprachlos, wenn Sie über K. reden. Wütend, zornig, fassungslos, ganz sicher sogar kränkt es mich. Was bilden Sie sich ein? Merken Sie wirklich nicht, dass Sie in Sachen Bigotterie ganz oben mitspielen? Sie, die Sie sich täglich ihre Anpassungsfähigkeit beweisen und – aber halt! Hier steckt das Salz wohl in der Suppe oder der Hase im Pfeffer – diese Anpassung auch wieder verdecken, gar behaupten, Sie hätten immer so gedacht, gesprochen gehandelt, wie es jetzt *zufällig* gerade in den herrschenden Zeitgeist reinpasst oder einfach auch nur wie es gerade bequem und ohne anzuecken über die Bühne geht.

Und darin sind Sie wirklich konsequent – im Behaupten, dass Sie konsequent sind. Herzlichen Glückwunsch.

Was macht ein Mensch nun, der in einer solch konsequenten Umgebung aufwächst? Wie kann er verarbeiten, wenn die Erwachsenen gestern dies und heute jenes sagen und dann darauf bestehen, sie hätten nie was anderes gesagt oder gedacht? Richtig, er zweifelt an seiner Wahrnehmung, an seiner eigenen Realität, wird anfangen, Aussagen jeglicher Art zu misstrauen und sich einen Weg suchen, die Widersprüche auszuhalten, nicht zu integrieren. Vielleicht wird er daraus die Notwendigkeit ableiten, ebenjenes Kunststückchen zu erlernen – nämlich wie man alles und nichts, Banane und Tomate zugleich sein und immer das eine oder andere gewesen sein kann.

Es wird ein Mensch, der es schwer haben wird, frei zu denken und zu handeln – Ziel erreicht, damit ist er geeignet für diese (kapitalistische) Gesellschaft, in der der gemeine Mensch alles und wirklich gar nichts zu sagen hat.

Oja, ihr liebt eure herbeiphantasierte Konsequenz, sie befreit euch von der wirklich schwierigen Aufgabe, mit eurer Veränderung umgehen zu müssen und zuzulassen, dass auch ihr lernt und wächst. Ich bitte euch also nur darum: Habt Mut, nicht konsequent zu sein, etwas noch nicht zu wissen, anders zu denken als vorher und die Veränderung zu feiern, denn sie ist das Lebendige. Lasst euer zweites Bein nicht im Feudalismus stehen, sondern setzt es vorbei am anderen, das im Kapitalismus feststeckt und voran ins Unbekannte. Wer weiß, vielleicht spürt es dort schon einen Hauch Freiheit.

Und wenn ihr das nicht schafft, denn sehr optimistisch bin ich nach meinen Erfahrungen nicht: Vergebt denen, die sich trauen.

serpentberlin@riseup.net

